Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 1

Artikel: Ein Tag in Versailles

Autor: H.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633410

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Du meinst ins Obermoos?" sagte sie breit, „einen Obermooshof gibt es nicht, nur ein Obermoos. Ja, da mußt du nur immer die Gasse hinauf und dann um die Ecke, dort, wo wir letztes Jahr den Kohlplatz hatten, und dann beim großen Kirschbaum links hinüber!"

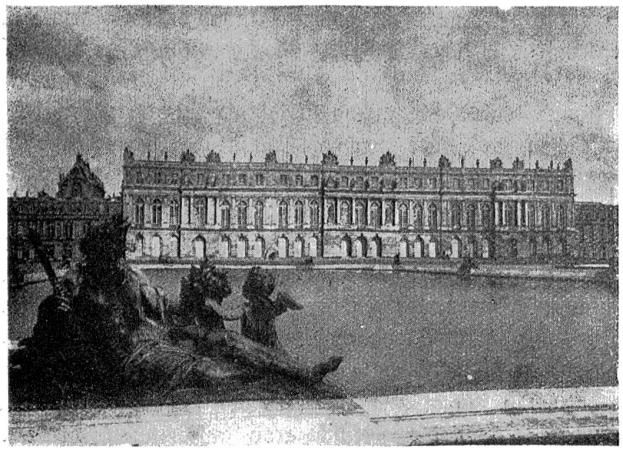
Aus dem Hause nebenan trat der Bauer, fuhr die Magd an: „Was klapperst du da! Der Herr wird wahrscheinlich wissen, wo wir letztes Jahr den Kohl hatten. Also beim letzten Haus geht's links, Ihr könnt nicht fehlen, draußen in den Wiesen ist nur ein einziges Haus, und das ist das Obermoos!"

Herr von Sinner dankte und schritt weiter. Ringsum gafften überall die Neugierigen; plötzlich rief der Bauer hinter ihm: „He!" der Städter wandte sich um, blieb stehen, bis der Rater neben ihm stand; der schnaufende Mensch sagte: „Kommt mir gleich in den Sinn, der Obermooser werkt hinter dem Spenglerhaus in seinem Flachsplatz. Da werdet Ihr ihn treffen! Nur hinauf, beim dritten Haus fragen!" (Fortsetzung folgt.)

Ein Tag in Versailles.

Du möchtest Paris, die Hauptstadt Europas, kennen lernen. Da hast du ein löbliches Unternehmen vor; es wird dein Leben mit Vorstellungen bereichern, die dir auf Schritt und Tritt nützlich sein werden. Aber vergiß die Fahrt hinaus nach Versailles nicht. Denn Versailles ist die notwendige Ergänzung zu Paris. Ohne das eine ist das andere nicht zu denken. Von Versailles aus wurde Paris, Frankreich, Europa regiert. Von hier aus wurden nicht bloß die französischen Geschicke bestimmend beeinflußt, hier wurde Weltgeschichte, ja die Weltgeschichte gemacht. Und gerade für unsere Gegenwart ist Versailles ein symbolischer Begriff geworden. Freilich keiner mit erlösendem Klang. Warum das Heil der Welt nicht von Versailles kommen kann, das mag dir vielleicht bewußt werden, wenn du die Prunksäle durchschreitest: Was so auf Herrschaft und Selbstvergöttlichung abgestellt ist, kann unmöglich Segen bringen. Versailles muß man gesehen haben, um die Gegenwart aus der Vergangenheit her uns zu begreifen.

Am besten ist, ich komme mit dir als Führer. Wir fahren am frühen Vormittag vom Gare des Invalides ab mit einem der zahlreichen bequemen Vorortszügen, in deren Wägen, auch in der III. Klasse, man auf weichem



Versailles. — Das Schloß von der Parkseite aus gesehen.

Polster sitzt. Wir fahren der Seine entlang, bald über bald unter der Erde, tun rechts einige kurze Blicke auf den belebten Fluß und seine monumentalen Brücken, erhaschen links vielleicht ein Zipfelchen des Eiffelturmes; dann geht's durch Vorstädte mit Fabriken und riesigen Gaskesseln, auf einem Viadukt über einen Exerzierplatz und hinein in den Berg unter dem Bois de Meudon durch; wieder ans Tageslicht gelangt, durchfahren wir noch einige industriereiche Städtchen, wie solche dutzendweise um Paris herum zerstreut liegen.

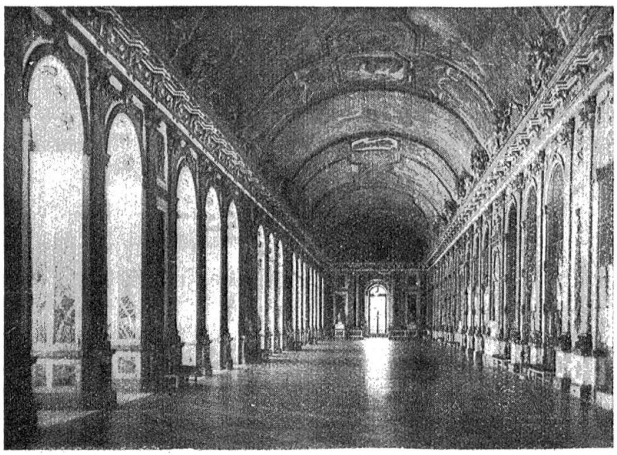
Das Schloß.

Nach halbstündiger Fahrt sind wir im Versailler Hauptbahnhof angelangt. Wir überlassen uns dem Strom der Fremden, die alle das gleiche Ziel wie wir im Auge haben, und gelangen zunächst in eine breite Doppelallee, in die Avenue de Paris, die uns auf den Paradeplatz und mitten auf das Schloß zuführt. Ein mächtiges Gitter schließt den Schloßplatz, den wir jetzt durch das weitgeöffnete Tor betreten, vom Place d'Armes ab. Langsam steigt der schlecht gepflasterte Platz zum Cour Royal hinan, den die Seitentrakte mit dem Mittelbau des Schlosses hufeisenförmig umgeben.

Auf höchster Stelle des Platzes, die ganze wundervolle Platzanlage mit den drei hier mündenden Avenuen dominierend und überschauend, steht in Bronce gegossen auf hohem Postament das Reiterstandbild des Mannes, dessen Machtwort Schloß und Stadt Versailles schufen. Ihn, der hier befehlend wie ein schaffender Gott den Arm reckt, den Roi-soleil, Ludwig XIV., ihm werden wir nun auf unserem Rundgange auf Schritt und Tritt begegnen. Gleich einer huldigenden Ehrenwache stehen vor dem Denkmal in zwei geschwungenen Doppelreihen die marmornen Standbilder der großen Männer Frankreichs aus der Aera Louis XIV.

Die Republik hat das Königsschloß von ehedem zum Nationalmuseum gemacht. „A toutes les gloires de la France" ist es geweiht. Jeder Saal des Palastes ist sich dieser Lösung bewußt. Und es sind ihrer viele, bei zweihundert, die gefüllt sind mit kostbaren Andenken an die ruhmreichen Tage Frankreichs. Alle Jahrhunderte sind hier vertreten, zum mindesten in bildlichen Darstellungen. Auch die Gegenwart fehlt nicht, wenn auch der heutige Franzose mit den Siegen des Weltkrieges über den starken Nachbar im Osten nicht Staat treibt. Er weiß ja, daß die Früchte dieser Siege noch nicht wohl geborgen und gesichert im französischen Speicher liegen. Dies ist ja eben das heiße Bemühen seiner heutigen Staatsmänner; bevor diese Arbeit vollendet ist, hängt der Franzose keine Ruhmesbilder an die Wand.

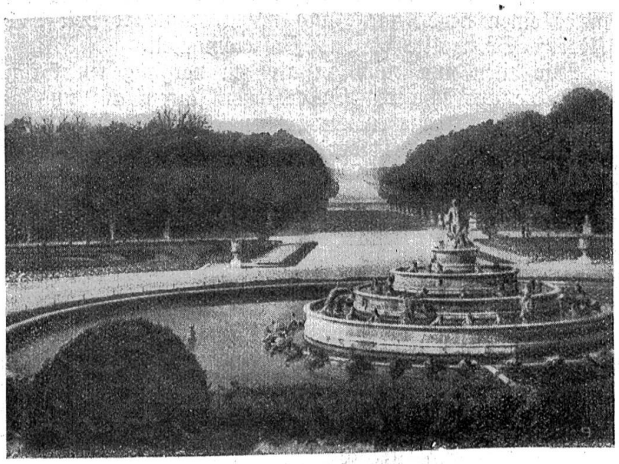
Nur eine beschränkte Zahl der Räume des Museums



Versailles. — Der Spiegelsaal.

sind heute den Besuchern geöffnet und nicht an jedem Wochentage sind die gleichen Säle zugänglich. Wir vertrauen uns dem guten Zufall an.

Und da winkt er uns schon in der Person eines freundlichen Türhüters, der bemerkt, daß wir den Eingang suchen. Wir haben uns heute, Samstag, just vor der falschen Pforte

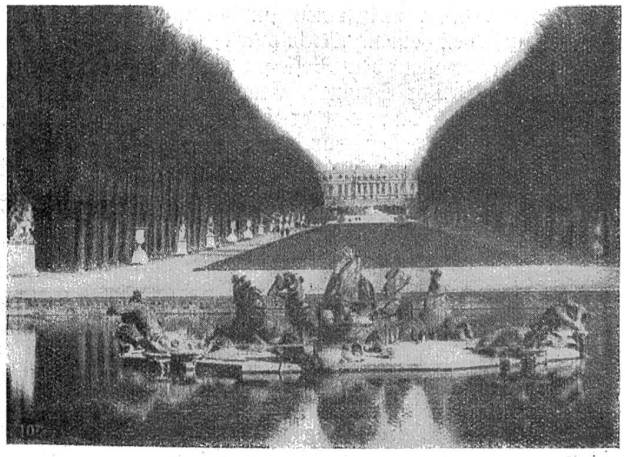


Park in Versailles. — Bassin Latone.

eingefunden; heute ist die Nordpforte geöffnet, nicht die Südpforte. Aber der Mann mit den glänzenden Knöpfen am blauen Rock, öffnet uns jetzt eines der Portale des Südtraktes und schreitet über Treppen und durch Gänge und kahle Säle uns voran in den berühmten Salle du Congrès.

Da stehen wir also in dem Raume — etwas ähnliches wie unser Nationalratssaal —, in dem die Reichspräsidenten gewählt werden seit 1875, und in dem sich bei besonders wichtigen Anlässen die beiden Kammern der Legeslative, der Senat und die Deputierten, zu gemeinsamen Sitzungen zusammenfinden. So zuletzt geschehen diesen Frühling, als Poincaré die Gründung der Schuldenamortisationskasse in feierlicher Abstimmung beschließen ließ. Der Führer bemerkt unser Interesse für die Politik, und er zeigt uns die Plätze, wo Poincaré, Briand, Herriot und all die großen Männer jener Tage gesessen haben. Ob seine Angaben stimmen oder nicht, sei dahingestellt. Wir haben den Hauch der Zeitgeschichte verspürt, und das ist ein gutes Trinkgeld wert.

Nun aber eilen wir zum Haupteingang im Hintergrund der Cour de la Chapelle. Die Fremden werden noch nicht besteuert an den Museumskassen, was wir mit Genugtuung wahrnehmen. Rasch nun die Treppen hinauf auf die Tribüne der Schloßkapelle, aus der uns Marmor und Gold und farbiges Licht entgegenleuchtet. Da unten am Altar der Heiligen Magdalena mag die fromme Maintenon, des 14. Ludwigs Mätresse und Altersgemahlin, im brünstigen Bußgebet gekniet haben. Jetzt erhebt sie sich; im schwarzen Kleide schreitet sie gemessen, den schönen Kopf züchtig gesenkt, die strengen Lippen fest geschlossen, der Kapellenpforte zu. — Schon kniet eine andere Frau dort. Sie trägt einen weiten, mit unendlich viel Spitzen und Maschen verzierten Reifrock und eine kokette Turmfrisur. Ihre Andacht ist kurz. Sie rafft die Röcke, steht auf, macht einen flüchtigen Knix und rauscht großartig und frech hinaus: die Pompadour! — Sieh, jetzt kniet schon wieder eine andere vor dem Bild der schönen Heiligen. Sie ist noch aufgedonnerter in ihrer Kleidung, noch flüchtiger in ihrer Andacht, noch frivoler in ihrer Bewegung: das ist die andere große Courtisane des 15. Ludwigs: die Gräfin Dubarry. — Aber jetzt betet am Altar der Reumütigen eine junge schöne Königin; ihr kokettes Kleid ist mit Spitzen bedeckt, ihre Haare weiß gepudert. Hat sie schon ein galantes Abenteuer abzubüßen, die Kaiserstochter aus Wien, die stolze Marie Antoinette, des unglücklichen 16. Ludwigs unglückliche Gemahlin? — Warten wir noch auf die andere Wienerin, die Marie Luise; auch sie mag gelegentlich mit ihrem ruhmreichen Gemahl, dem ersten Napoleon, von Fontainebleau aus nach Versailles gekommen sein und hier in der Schloßkapelle ihre Andacht verrichtet haben.



Park in Versailles. — Apollo-Gruppe.

Wie manche feierliche Messe, wie manche großartige Tauf- oder Hochzeits- oder Totenzeremonie vor dem versammelten Hofstaat hat wohl die Kapelle erlebt durch die Jahrhunderte hindurch? Aber der Prunk ihrer Säulen und Altäre strahlte nicht religiösen Sinn und Tugendhaftigkeit aus in die Räume des Königsschlosses. Zu sehr war die Geistlichkeit zu allen Zeiten willige Dienerin und Schleppenträgerin der weltlichen Machthaber, die sich den Segen der Kirche leicht durch Geschenke erkauften.

Wir beginnen nun den Rundgang durch die schier endlose Flucht von Ausstellungssälen und Prunkräumen. Ein kleiner Bruchteil bloß des hier zu Schauenden wird unserem Gedächtnis haften bleiben. Auf Schritt und Tritt werden wir gefolgt von den dunklen Schatten der Vergangenheit.

Allen voran geht, wie zu erwarten ist, der geniale Gründer dieser epochemachenden Residenz: Ludwig XIV. Er hat ja durch sein Machtwort das Dörfchen verschwinden lassen, das an dieser Stelle stand. 36,000 Arbeiter harkten und schaufelten unablässig und fuhren mit 6000 Pferden die Erde aus dem gegrabenen Wasserbecken hinauf zum Hügel, auf dem heute das Schloß steht. Und was für ein Schloß! So groß und prunkvoll hatte die Welt keines noch gesehen. 580 Meter Länge maß die Front, nachdem es vollendet war, und 375 hohe Fenster zählt man an ihr; für 10,000 Menschen bot es Raum; denn Ludwig XIV. wollte seinen Adel um sich haben, und an nichts sollte es diesem größten und glanzvollsten Hofstaate fehlen. Eine ganze Stadt entstand, die für die leiblichen Bedürfnisse dieser Tausende von verwöhnten Menschen zu sorgen hatte.

Im Mittelbau des Schlosses sind die Wohn- und Festräume der königlichen Familie untergebracht; auf der Nordseite liegen die Gemächer des Königs, auf der Südseite die der Königin. Die Möbel fehlen, von Wohnlichkeit ist nichts zu spüren. Dafür prangen alle Wände und Decken von Gemälden kostbarster Art, und wo nicht Gemälde hangen, bedecken kunstvolle Gobeline die Wände. Rahmen, Türen, Fenster, Täfer, Kamine, Konsolen, Kandelaber strotzen von Gold und leuchtenden Farben. Eine unendliche Fülle von architektonischem Dekor ist über diese Wände ausgegossen; Hunderte von Künstlern mußten sich den Kopf ausstudieren, um all die Motive der Ornamente und Zierformen, die jeder Raum neu verlangte, zu erfinden.

Wir haben die Reihe der königlichen Gemächer durchschritten: den Salon de Vénus, die Salle de Diane, den Salon de Mars, den Salon de Mercure, den Salon d'Apollon — die ganze antike Götterwelt wurden von den Künstlern herbeibemüht, um dem königlichen Auftraggeber zu huldigen.

Der größte aller Schmeichler aber, der Marschall des Künstlerheeres, das in Ludwigs Diensten stand, das war der Architekt und Maler Le Brun. Fruchtbar und erfindungsreich füllte dieser französische Rubens hier wie im Louvre ganze Säle mit seinen sinnlich-üppigen Allegorien, die alle auf den einen Mittelpunkt hinwiesen: auf den König der Franzosen, den Besieger von halb Europa, auf Louis le Grand. Der Salon de Guerre und die anschließende Galerie des Glaces (der berühmte Spiegelsaal), sie stellen den Gipfel dessen dar, was man für die Verherrlichung eines Menschen in der Architektur erfinden konnte. Le Bruns Pinsel hat die Deckenmedaillons und die Zwickel mit symbolischen Schlachtenbildern gefüllt, die Frankreichs Siege über Holland, Deutschland, England und Spanien verherrlichen. Die gewappnete Frankreich schaut stolz auf das Bild Ludwigs, das auf ihrem Schilde steht.

Wir sind im Spiegelsaal angelangt; 72 Meter lang, 10 Meter breit und 13 Meter hoch ist er; 17 Bogenfenstern stehen an der Innenwand ebenso viele mächtige Spiegel gegenüber. Jeder einzelne dieser Riesenspiegel mochte mit seiner kunstvollen Umrahmung in damaliger Zeit ein Vermögen gekostet haben. Hier müssen wir uns die glänzenden Hoffeste denken, die Frankreichs Könige nötig hatten, um ihrem Ruhme und der Tradition gerecht zu werden. Wir sehen im Geiste Ludwig, den Gründer Versailles, hier am Fenster stehen, die Riesenperspektive seines Parks, damals des schönsten in der Welt, überblickend. Befriedigt ruht sein Auge auf dem Werk seines genialen Gartenarchitekten Le Nôtre, der in Perücke und Galakleid in respektvollem Abstand mit den beiden Architekten des Schlosses Le Vau und Hardouin-Mansard hinter ihm steht.

Im Spiegelsaal wurden bekanntlich die Friedensakte von 1871 und 1919 unterzeichnet.

Wir wollen die erlauchten Herrschaften, die der Vergangenheit und die der Gegenwart, in ihrem Tun nicht stören und eilen weiter durch die Räume, die ehedem die Königinnen, zuerst Marie-Therese, dann die schöne Polin Maria Leszcynska, zuletzt Marie Antoinette, bewohnten. Die Millionen Menschen, die schon durch diese Säle geeilt sind, haben diesen Wohnräumen das Persönliche geraubt. Ob es überhaupt je drin gewesen war? Man zeigt uns den Koffer mit der kostbaren Aussteuer für den Dauphin, den Maria Theresia von der Stadt Paris geschenkt bekommen hat. Das gleiche Paris hat ihr einige Jahre später den Kopf abgeschlagen und den Sohn zu Tode gemartert. An solchen und ähnlichen Dingen ist noch ein Hauch des Menschlich-Lebendigen zu verspüren. Auch den Saal zeigt man, wo die zu Tode geängstigte Königsfamilie in jenen unheil-

Park in Versailles. — Der große Springbrunnen im Bassin de Latone.

verkündenden Oktobertagen vom eingedrungenen Pöbel bedrängt wurde.

Werfen wir noch schnell einen Blick in das hinter dem Spiegelsaal gelegene Schlaf- und Sterbezimmer Ludwigs XIV. und auf den Balkon davor, von dem herab der Kammerherr am 1. September 1715 den Tod des Königs der im Cour d'honneur versammelten Menge verkündete; „Le Roi est mort", rief er aus, indem er seinen Stab zerbrach; aber indem er einen neuen zur Hand nahm, fügte er bei: „Vive le Roi!" So wollte es das Hofzeremoniell.

Wir eilen nun rasch an all den vergangenen Größen vorbei, die aus schweren Goldrahmen stumm auf uns herunterblicken, und begeben uns in den südlichen Flügelbau des Palastes; er ist der Geschichte Frankreichs gewidmet. Wie sehr die Geschichte Kriegsgeschichte war, das wird uns besonders eindrucksvoll bewußt im großen Schlachtensaal. Es ist der größte Raum des Schlosses: 120 Meter lang, 13 Meter breit und ebenso hoch, durch eine säulengetragene Mittelkuppel in zwei Oberlichtsäle geschieden. 34 Riesengemälde, durch guirlandengeschmückte weiße Säulen voneinander getrennt, füllen die vier Wände. Sie stellen in streng zeitlicher Folge die Höhepunkte der französischen Geschichte dar von Chlodwig und Karl dem Großen bis zum Ersten Napoleon. Bei 50 Büsten erinnern an die großen Heerführer und Staatsmänner Frankreichs, und auf schwarzen Marmortafeln sind die Namen der zahllosen Offiziere zu lesen, die für Frankreich auf dem Schlachtfelde irgendwo ihr Leben gelassen haben.

Doch was wollen wir uns weiter anstrengen! Was wir hier in all den Sälen — sie sind heute zum Glück für unsere müden Beine zum größten Teil geschlossen — sehen könnten, wäre keine Steigerung des Eindruckes mehr. Das heutige Schloß Versailles, wie es uns jetzt als Nationalmuseum gezeigt wird, ist das begeisterte Bekenntnis Frankreichs zu seiner glorreichen Geschichte, die leider oft genug die Grand Nation ihre Nachbarn unterdrücken und erniedrigen sah und darum in einem Nichtfranzosen kein erhebendes und befreiendes Gefühl wachruft.

Der Park.

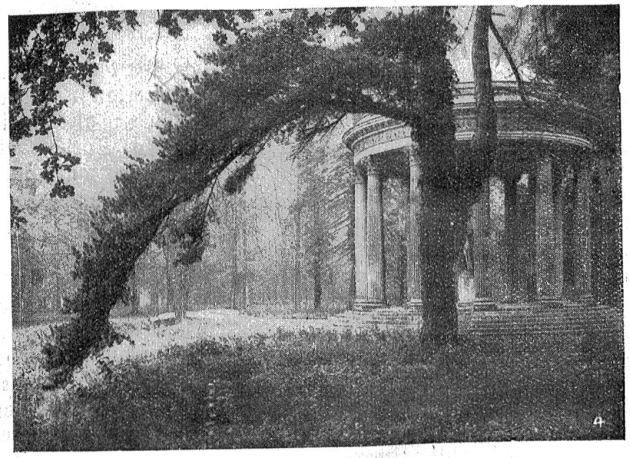
Wir verlassen das Schloß, um im Parke draußen die erdrückende Schwere der Jahrhunderte abzuwerfen und wieder Menschen, Gegenwartsmenschen zu werden.

Aber merkwürdig, es will uns nicht gelingen, ganz vom Banne der Geschichte frei zu werden. Zu sehr ist dieser Park mit seiner ungeheuerlichen Ausdehnung, seiner eigenwilligen Gradlinigkeit, seiner Kunstverschwendung in den Dutzenden von gemauerten Wasserbecken, in denen Meeresgötter mit ihren Sippschaften ihr Wesen treiben, in den götterbewohnten Felsgrotten, in den Säulenhallen, zu denen in wohlgepflegten Bosquets verschlungene Wege führen,

Park in Versailles — Der Neptunbrunnen mit dem großen Wasserspiel.

seinen glatten Rasen, seinen märchenhaft schönen Blumengruppen — zu sehr ist dieser Park die Schöpfung eines Einzelwillens, eben jenes Potentaten, der befahl, hier an der Stelle eines Sumpfes ein Schloß und eine Stadt zu

bauen. Die ehedem morastige Niederung ist heute von einem riesigen künstlichen See von über anderthalb Kilometer Länge, der die Form eines Kreuzes hat, gefüllt. Von der



Park in Versailles. — Der Liebestempel.

geräumigen Schloßterrasse aus steigen wir gradaus hinunter zuerst in den untern Garten zu dem Bassin Latone mit seiner lustigen Gesellschaft von Fröschen, Schildkröten und Eidechsen; in diese Amphibien und Reptilien wurden der Sage nach die Bauern verwandelt, die der Latona und ihren Kindern. Apollo und Diana, das Wasser verweigerten, und nun müssen sie ihre Wasser auf die Göttergruppe werfen.

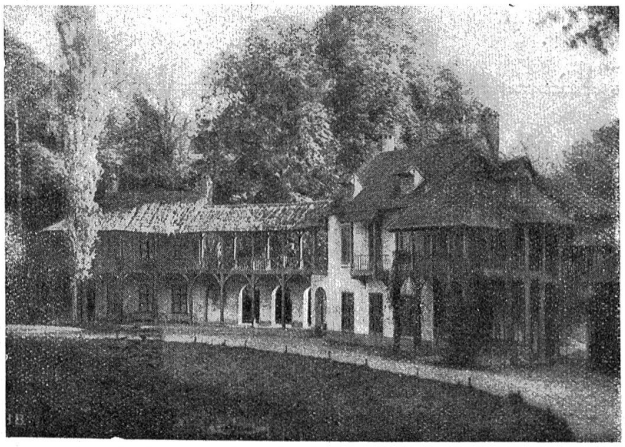
Wir haben unsern Besuch auf den ersten Sonntag eines Sommer- oder Herbstmonates verlegt und darum genießen wir jetzt auch das unvergeßliche Schauspiel der Wasserkünste, der Grandes Eaux, von Versailles.

Es ist ein ungemein spannender Moment, wenn die sonst toten Brunnen und Bassins anfangen lebendig zu werden, zu brodeln und zu glucksen und aus Hunderten von Mäulern Wasserstrahlen zu speien, erst nur in kleinen, dann in hohen und höhern Fontänen und Bögen, kunstvoll sich kreuzend, sich verschlingend und sich auflösend, und in einem silbernen Schleier geräuschvoll ins wellenbewegte Becken zurückfallend.

Wir beeilen uns, auch die Wasser des Apollobeckens, unten am See, spielen zu sehen. Hier ist es der Lichtgott, der auf seinem mit den Sonnenrossen bespannten Wagen, von Tritonen und Najaden begleitet, aus dem Wasser steigt und von spritzenden Delphinen in ein glitzerndes und rauschendes Strahlenkleid gehüllt wird.

Doch nun rasch zurück auf die Schloßterrasse. Wir tun südwärts einen kurzen Blick hinunter in die Orangerie, wo jetzt, im Oktober die über Tausend Orangebäumchen, kleine und große, in ihren grün gestrichenen Kübeln schön in Reih und Glied gestellt sind — im Sommer stehen sie draußen in den Anlagen — um dann im Winter in den riesigen Hallen unter den Terrassen versorgt zu werden. Wir erblicken jenseits der Orangerie das „Pièce des Suisses" genannte Seebecken. Ob wohl die Roten Schweizer, die vordem Versailles bewacht haben, in diesem See gebadet haben, daß er ihren Namen trägt?

Aber wir dürfen uns nicht hier säumen. Jetzt heißt es auf der andern, der Nordseite der Schloßterrasse durch die verschiedenen mit Blumenrondellen und Marmorgruppen verschwenderisch ausgestatteten Parterres hinunter steigen zum Neptunbrunnen, dessen Wasser zuletzt spielen. Wir kommen noch eben recht, um auf dem amphitheatralisch aufgebauten Rasenufer des Brunnenbeckens, an dem sich wohl zehntausend Zuschauer erwartungsvoll gelagert haben, ein letztes Plätzchen zu finden. Und jetzt beginnen auch schon die Hunderte von Brunnen oben auf dem geschwungenen Bassinrand, die im riesigen Becken verteilten Delphine und die Wasser der monumentalen Neptungruppe selbst zu spielen. Eine kurze Viertelstunde dauert das Schauspiel, aber gerade lange genug, um den märchenhaften Anblick



Park in Versailles. — Maison du Seigneur du Petit Trianon.

der plötzlich zum Leben erwachten steinernen Götter- und Fabelwelt nicht wieder zu vergessen.

Doch nun drängt die Zeit. Wenn wir vor Abschluß des Parkes noch den beiden historischen Königs- oder besser Königinnen-Schlössern, dem Grand Trianon und dem Petit Trianon ein Besuch machen wollen, dann müssen wir uns beeilen. Wir schenken uns diesmal den Gang durch die Museumsräume der beiden Schlösser. Für den Freund der französischen Geschichte wäre es schon ein schmerzhafter Verzicht, die Räume nicht gesehen zu haben, wo eine Maintenon (für sie wurde Grand Trianon gebaut), und eine Maria Antoinette (Petit Trianon) ihre schönsten Lebensstunden verbracht, und wo man auf intime Andenken nicht nur an diese Menschen, sondern auch an Napoleon, an Marie Luise und an die andern illustren Bewohner dieser Schlösser stößt. Den Krönungswagen Napoleons I. im „Musée des Voitures", seinen Hochzeitswagen, die mächtige Staatskutsche, in der der spätere Napoleon mit seiner Eugenie zur Kirche fuhr, das sollte man eigentlich gesehen haben. Aber wir haben ja tausend andere Dinge auch nicht gesehen.

Eines sollten wir uns indessen nicht entgehen lassen: das Intimste und menschlich Schönste, das Versailles zu bieten vermag. Ganz hinten im Park von Petit Trianon liegt ein stilles naturgestaltetes Wasserbecken mit alten Weiden umkränzt. In seiner Nähe stehen kleine strohgedeckte Hüttchen, Bauernhäuschen, „chaumières", wie in einer Idylle Bernhardin de St. Pierres, wollte Maria Antoinette vor sich sehen. Sogar eine Vacherie suisse fehlte nicht in ihrem „Hameau". Hier und auf den Naturwiesen rings um den See wollte die junge Königin Mensch sein, frei von der Leben in süßer Sorglosigkeit führen. Wir wissen, es war Hofetikette; wollte nach Watteau und Boucher ein arkadisches eine ihrer Launen, von den Dichtern der Pastoralen inspiriert. Aber es lag darin eine Sehnsucht nach einem bessern, schöneren Leben als das Leben war, das sie und all ihre von der Hofetikette eingeschnürten Zeitgenossen leben mußten. Reichtum und Tradition ist gleichbedeutend mit Gebundenheit und Unfreiheit. Die Menschen von Versailles hatten unfreie Untertanen zur Voraussetzung und waren selbst arme Sklaven der Pflichten, die Ruhm- und Herrsucht auferlegen.

Und wie wir nun mit dem Abendzuge in das Lichtermeer der Weltstadt zurückfahren, kommt uns ein mächtiges Heimweh nach unseren Schweizerbergen mit ihrer Armut und ihrer Freiheit an. Hier in dem unaufhörlichen Wettlauf der Millionen nach Geltung und Lebensgenuß verliert der Mensch sein innerstes Selbst, wie draußen in Versailles,

zur Zeit des Absolutismus,' die Menschen ihr besseres Ich an Schein und Trug dahingaben.

Wenn du Paris besuchst, vergiß Versailles nicht. Das eine ergänzt die Erkenntnis, die dir das andere gebracht hat. Aber wie ich dich kenne, wirst du beglückt von dieser Erkenntnis in dein trautes, schönes Schweizerland zurückfahren. H. B.

„Substanz".

Von Alfred Fankhauser.

Den ersten Anstoß zum Schreiben erhielt ich aus einer abschätzigen Beurteilung aller Bücher; mein Großvater sagte mir klipp und klar, daß nur die „Heilige Schrift" ein wahres Buch sei; alle „Geschichten" und „Gedichte" aber, besonders die verruchten Romane — er dachte an Rinaldo — seien vom Bösen und dienten nur dazu, den Menschen die Gedanken zu verwirren. Er wußte Beispiele zu erzählen, die einen mit Schaudern erfüllten, von Knechten und Mägden, die den Verstand verloren, von unglücklichen Frauen, die sich das Leben genommen, alles nur darum, weil sie sich in die verderblichen Bücher verloren. Es war sein Ernst, ich konnte nicht zweifeln.

Ob er auch Recht habe, daran zweifelte ich schon mehr. Denn schließlich mußte derjenige, der den „Lederstrumpf" geschrieben hatte, auch wissen, was er getan, und manches schien mir zu beweisen, daß auch er im heiligen Ernste schreibe. Und daß es mir jemals im Kopfe fehlen werde, wenn ich Bücher wie den „Lederstrumpf" lese, das konnte mir keiner, auch der Großvater nicht, weismachen. Der Zwiespalt aber lag nun in mir als ein Wunsch, unausgesprochen nur, aber dennoch bereits in der Richtung sicher: „Ein Buch zu schreiben, das nicht im Sinne des großväterlichen Fluches

Alfred Fankhauser. (Nach einer Aufnahme von Camille Ruf.)

ein Lügenbuch sei, sondern eines, das man sehr wohl neben der „Heiligen Schrift" lesen könne, und das den armen Menschen den Kopf kläre."

Ein Seminarlehrer, Johann Howald in Bern, den Widmann mit dem jüngern Johann Rudolf Wyß verglichen, einer, der selber Verse schrieb, weckte in mir den Glauben an die Mission der großen Dichtung, und seit jenen Tagen träumte ich davon, teilzunehmen an der Erfüllung dieser Mission. Herr Howald war Pietist und wirkte auf mich in doppeltem Sinne: Er bestätigte mir das Kriterium, das der Großvater an die Bücher gelegt, er verlangte gleich ihm ein „göttliches Wort" von allen Büchern; gleichzeitig aber tat er den für mein Empfinden kühnen Spruch, die Heilige Schrift sei „Dichtung". Die Synthese war vollzogen, fortan war mir klar, daß ich von einem Buche „Substanz" verlangen müsse und kein Buch schreiben dürfe, das nicht „Substanz" enthalte.

Erst viel später begann mich das Problem der Form zu beschäftigen. Es konnte für mich nie an erste Stelle rücken. Jeden schönen Vers, den ich je gelesen, wog ich nach der Wortschwere; ich suchte Zusammenhänge zwischen Wesenhaftem und Wortklang. Erst nach jahrelangem Suchen in der Schwere des Stoffes ahnte ich die „ewige Wirkung des Werdenden" und wußte, daß sie ganz allein im höchsten Formausdruck sichtbar werde. Von nun an wurde die Substanz doppelt bezeichnet: Geschehen, und zwar besonderes Geschehen (oder vielleicht besonders geschautes Geschehen!) und Wortausdruck, in dem jenes Geschehen sichtbar würde. Aber an allem Anfang steht jener Glaube an die Substanz und die Ueberzeugung, daß man aus nichts auch mit den schönsten Worten nichts machen kann. In diesem Sinne bin ich Antiformalist und Antiaesthet und bin es bewußt und fanatisch. („Lesezirkel".)

*

Biographisches:

Dr. Alfred Fankhauser ist geboren am 4. November 1890 in Gysenstein als Sohn eines Käsers, wurde Lehrer (Seminar Muristalden) und amtierte als solcher von 1910 bis 1915 in Heimiswil und Guggisberg. Von 1915 bis 1919 studierte er in Bern, wo er sich den Dr. phil. erwarb. Seither wirkt er als freier Schriftsteller; erst in Bern, jetzt in Bönigen. Werke: „Chrützwäg", Dialektdrama, 1917; Romane: „Peter der Tor" und „Der Gotteskranke" (Delphin-Verlag), „Vorfrühling" und „Die Brüder der Flamme" (Grethlein & Cie.), „Engel und Dämonen" (Eckart-Verlag, 1927, erscheint demnächst). Kleinere Schriften: „Iwan Petrowitsch", Novelle, Vaterländischer Verlag, Berlin, „Von den Werten des Lebens", Essays, „Tobias Moor", Satire, „Tag- und Nacht-Gedichte", „Der König dieser Welt", Schauspiel, alle im Mimosa-Verlag. „Madonna", Legenden (Grethlein & Cie.).

In Vorbereitung: „Abstieg der Geschlechter", Roman, „Elia und Jezabel", Drama. Von der Schweiz. Schillerstiftung wurden die „Brüder der Flammen" mit einem Preise bedacht.

Um Neujahr herum.

In früheren Zeiten hatte Neujahr eine viel größere Bedeutung als jetzt. Da war es nicht nur einfach der erste Tag des neuen Jahres, zu dem man sich Glück wünschte, sondern ein Zeitpunkt, an dem verschiedenes vollzogen werden mußte. So wurden Abgaben an diesem Tag fällig und mußten abgeliefert werden. Aus dem Jahr 1613 ist eine Verordnung bekannt, wonach Landleute Hühner und Hahnen zu vier Batzen das Stück den „Amtlüten" entrichten, die dann solche ihren Behörden zukommen lassen mußten. Aus den Klöstern trafen besondere Gaben ein. Eine Verordnung des Jahres 1636 sagt, daß Gaben von Königsfelden wie hinfür auszurichten seien, und auch die Klöster Buchsee, Fraubrunnen, Frienisberg und Thorberg sollen sie den Ratsgliedern und auch den Expectanten entrichten.